

Der Brief sei natürlich eine Lüge gewesen, um die wahren Todesumstände seines Bruders zu verschleiern, sagte Walter Schulz. Er erzählte dann noch ziemlich viel, aber wenn ich jetzt die Aufnahme wieder abhöre, sind es vor allem drei Sätze, die mir wichtig erscheinen: »Ich weiß nicht, wie ich mich an Josefs Stelle entschieden hätte. Ich glaube, ich hätte es nicht getan. Ich hätte die Courage nicht gehabt.«

2

Eine unerhörte Begebenheit

Der Direktor war der Erste, von dem ich die Geschichte hörte. Er erwähnte sie beiläufig, am Ende einer langen Unterhaltung. Es war ein besonders grauer Oktobertag, ein Tag von jener Sorte, an denen die Sonne nur zu ahnen ist. Ein Herbsttag, der schon Winter sein will.

Liebe Rada, Sorge für die Kinder und entzünde eine Kerze für mich.

Nebel war auf die Stadt herabgefallen und waberte durch ihre Straßen. Über der weiter im Norden gelegenen Hauptstadt des Landes liegt oft dichter Nebel, sie ist unter Kennern sogar berühmt dafür, einen nebligeren Nebel zu haben als London. Aber für die Provinzstadt im Süden, in der einst ein durch einen Bauernaufstand zum König aufgestiegener analphabetischer Schweinehirt residiert hatte, war solch ein dichter Nebel eine Seltenheit.

Meine lieben süßen Kinder Mila und Andra und Milica und Miša. Euer Vater sendet Euch letzte Grüße. Ich gebe in den Tod, nun helfe Euch Gott.

Selbstverständlich hätte das alles auch an einem sonnigen Tag beginnen können, aber der Nebel an jenem Tag war wie geschaffen für den Anfang einer Geschichte, die zunächst noch undeutlicher zu erkennen war als die wie vorläufig gezeichneten und nur unter Vorbehalt gültigen Menschen und Häuser der Stadt. Alles war nur Umriss, eine mit raschen Bleistiftstrichen hingeworfene Skizze, eine erste Idee bestenfalls.

Pass auf die Kinder auf. Mir geht es schlecht. Ich friere und bin hungrig hab mich gestoßen und nun tut es weh werde kommen aber weiß nicht wann pass nur auf die Kinder auf. Wir sind im Artillerieschuppen.

Wie an jedem Samstag trifft sich auch an jenem Vormittag die halbe Stadt im Restaurant *Balkan*. Den Anfang machen alte Männer, die spätestens gegen neun Uhr am Morgen an den grob gezimmerten Holztischen des Wirtshauses sitzen. Sie haben große, schwere Hände, die noch von Zeiten geformt wurden, als man die Finger nicht zum Twitern oder Simsen benötigte, sondern zum Tragen schwerer Säcke oder, wenn es denn nicht anders ging, zum Erwürgen eines Feindes. In diesen Händen halten sie zerbrechlich wirkende Tassen mit türkischem Kaffee, während sie den Lauf der Welt in die Schubladen ihrer Vorurteile einordnen. Wer ihnen zuhört, wird schnell merken, dass sich ihre Feindbilder und Befangenheiten von den Vorurteilen alter Männer in Paris oder New York nur in Details unterscheiden, die nicht der Rede wert sind.

Morgen braucht ihr kein Brot zu schicken. Jakob.

Einige der Männer im *Balkan* haben ein Glas Schnaps vor sich stehen. (Pflaume, seltener auch Aprikose.) Sie trinken in größeren Abständen und mit maßvollen Schlucken davon. Dass die meisten Gäste und alle Kellner Raucher sind, versteht sich von selbst. Man könnte die Luft im *Balkan* in Blöcke schneiden und draußen in der Kälte ein Iglu aus Rauch daraus bauen.

Bis gegen elf sind die Alten unter sich, dann kommen nach und nach Jüngere. Männer und Frauen, die mitten im Leben stehen und deshalb schon am Morgen wie Getriebene in der Stadt herumgerannt sind. Das Ergebnis ihrer Rennerei tragen sie in Tüten und Taschen bei sich, die sie unter ihren Tischen abstellen, während sie Bier trinken oder sich von einem Kellner die Tagesgerichte aufzählen lassen. Auf der Speisekarte des *Balkan* findet sich ein Querschnitt durch die regionale Küche. Es ist ein Querschnitt aus Fleisch, denn die Meere liegen dieser Stadt nicht nur geographisch fern. Wenn man hier Fisch isst, dann allenfalls Flussfisch aus der Donau, aber selbst der muss herangebracht werden, denn die Dunav, wie man sie hier nennt, fließt nicht durch die Stadt. Es fließt überhaupt kein Fluss hindurch, nur ein kümmerlicher Bach. Vermutlich wurde die Stadt von wasser-scheuen Jägern und Sammlern gegründet.

*Kosa und Kinder, ich gebe rein und unschuldig in den Tod. Ver-
gebt mir, wenn ich im Leben jemanden verletzt habe oder grob
war. Ich schreibe dies fünf Minuten vor meiner Erschießung.*

An jenem Oktobertag sind die Fleischgerichte im *Balkan* ohne hin das einzig passende Essen. Ein Zanderfilet in Weißweinsauce auf einem Bett aus Kartoffelparfait und Möhrengrün passt nicht zu solch unwirtlichen Tagen. Es sind Tage für die Spezialitäten im *Balkan*. Geboten werden bardierte Hühnerleber mit grob geschnittenem Sauerkraut, gefüllte Schweinefleischrolle (mit oder ohne Mangold), geröstete Paprika mit Schafskäse, Bohnenauf-
lauf mit Zwiebeln oder unter heißer Asche gebackenes Rind-
fleisch mit Kajmak und Bratkartoffeln, dazu einheimisches Bier der Marke Hirsch.

Und Motorsägen, versteht sich. Zur Mittagszeit kommt ein flie-
gender Händler damit ins Lokal. Er scheint der Minderheit der
Roma anzugehören, doch wer sich so ausdrückt, wird mit ei-
ner Nachfrage nicht weit kommen. Wer? Ach so, der Zigeuner,
sagt der Kellner nach kurzem Stirnrunzeln. Ja, der komme regel-
mäßig. Einmal habe er sein Produkt sogar im Lokal vorgeführt,

eine Höllengaudi war das, und überhaupt war viel mehr los da-
mals vor dem Krieg.

*Liebe Lela, Seka und Bata, die letzte Stunde hat geschlagen. Ich
küsse Euch alle. Ich wollte mich mit Dir fotografieren lassen,
Lela, aber Du hast es aufgeschoben.*

Heute kann der Kettsägenstraßenhändler seine Ware nicht ab-
setzen, da niemand in absehbarer Zeit etwas zu sagen hat. Er
bleibt aber auf ein Hirsch, bevor er wieder im Straßennebel ver-
schwindet.

Wäre ich nicht mit dem Direktor verabredet gewesen, hätte ich
wahrscheinlich auch ein Hirsch getrunken oder vier, um den
Rest des Tages, milde betrübt von der Wirkung dieses immer
noch verlässlichsten aller Sedativa, den Umrissen der Menschen
nachzublicken, die draußen von Zeit zu Zeit durch den Himmel
wateten. Ich war unausgeschlafen, denn die Heizkörper in mei-
nem Hotel, dem *Grünen Berg*, stammten noch aus der Zeit vor
dem Krieg, als das Hotel den Namen *Grand* trug und die erste
Adresse der Stadt war. Sie verwandelten das Zimmer in einen
Backofen und ließen sich nur auf landesübliche Art durch sperr-
angelweites Öffnen des Fensters regulieren. Dann aber wich die
Hitze innerhalb von Minuten der hereinströmenden Vorwinter-
kälte. Eine Zwischenstufe war nicht vorgesehen. Ich hatte in un-
gezählten Hotelzimmern zwischen Duschabe und Wyborg zu
viele solcher Kämpfe gegen die Zentralheizungshydra der Plan-
wirtschaft geführt, um nicht zu wissen, dass eine solche Schlacht
nicht zu gewinnen ist. Am besten, man öffnet das Fenster,
schlüpft in Mantel und Pullover unter sämtliche verfügbare De-
cken und hofft, gesund aufzuwachen.

*Erinnert Euch an mich, weil es mich nicht mehr gibt. Euer un-
glücklicher Lazar.*

Der Direktor kam pünktlich. Ich hatte viel von ihm gehört und
mir eine Vorstellung von ihm gemacht, der er erstaunlich ähnlich

sah. Ein Mann mit grauem Haar und Brille in den Jahren eines Gogolschen Helden, nicht mehr jung und noch nicht alt. Anders als ich es erwartet hatte, trug er allerdings keinen Schreibstischschmerbauch vor sich her. Er war schlank geblieben, obwohl er gern aß und eine Extraportion Kajmak zum Rindfleisch nicht verschmähte.

Das Wetter half uns ins Gespräch. Nein, sagte der Direktor, so einen Nebel habe er in seiner Stadt selten gesehen. Vor einem Jahr um diese Zeit habe er noch im Unterhemd auf der Terrasse gegessen. Ich fragte den Direktor, ob er in der Stadt geboren sei. »Nein. Ich komme aus Markovac. Das ist ein Dorf an der Autobahn, in der Höhe des Motels ›Alte Eiche‹. Kennen Sie das?«

Mit Gott, ich bin heute gestorben. Mit Gott, mein Herz, mein letzter Gedanke gilt Dir. Sei glücklich auch ohne mich. Radisav.

Während des Essens unterhielten wir uns über das Buch, an dem der Direktor ein Vierteljahrhundert lang gearbeitet hatte. Das Buch war der Grund für meine Reise, denn ich wollte den Verfasser kennen lernen.

Neun Jahre, bevor er geboren wurde, hatten Fremde in der Stadt und in drei Dörfern der Umgebung innerhalb von wenigen Stunden 2794 Menschen ermordet, und darüber hatte der Direktor geschrieben. Sein Buch, das Angaben zu jedem einzelnen Toten enthält, trägt den Titel »Namen und Zahlen«. Es ist im Wortsinn ein Totenbuch und ein Lebenswerk. Zwei solche Bücher kann man nicht schreiben in einem Leben. Die meisten scheitern schon bei dem Versuch, ein einziges Buch dieser Art zu schreiben.

Es klingt zwar etwas pathetisch, aber er glaube, ihn habe die Vorschung zur Geschichte geführt, ein Fingerzeig des Schicksals, sagte der Direktor, als wir zum Museum fuhren. Das Museum liegt am Stadtrand, dort, wo damals die meisten Menschen erschossen wurden. Es beherbergt eine Ausstellung zu dem Massaker. Eine große Ausstellung, denn die Fremden hatten sich bei ihrer Tat fotografiert und auch sonst viel Beweismaterial ange-

fertigt. Es waren nämlich fleißige Menschen, die Briefe, Anweisungen und Abschlussberichte in dreifacher Ausfertigung schrieben.

Sie waren sehr dafür, dass alles seine Richtigkeit hat. Deshalb mussten sich ihre Opfer ausweisen, bevor sie erschossen wurden. Die Fremden trugen Namen, Geburtsdatum, Beruf und andere Angaben in eine Liste ein und teilten jedem Opfer eine eigene Nummer zu. Die Fremden waren schließlich keine Barbaren.

Meine liebe Ružica, vergib mir alles in diesen letzten Stunden. Hier sind 850 Dinar für Dich, Dein Boža.

Die Ordnungsliebe der Fremden hat dem Direktor seine Arbeit erleichtert, als er vierzig Jahre später über sie zu schreiben begann. Er konnte sich bei seinen Recherchen auf ihre Listen stützen. Außerdem suchte er unter den Bewohnern der Stadt nach Zeugen und Hinterbliebenen. Jährelang ging er von Straße zu Straße und von Haus zu Haus, um Menschen zu finden, deren Verwandte erschossen worden waren. Mit den Jahren kannte man den Direktor in der Stadt. »Da geht der Mann, der sich für unsere Toten interessiert«, sagten die Leute, wenn sie ihn sahen. Er bat sie, ihm von ihren erschossenen Verwandten zu erzählen. Wer sie waren, welche Ziele und Träume sie hatten, all das. Er sammelte die Geschichten der Toten, und man erzählte sie ihm. Manche gaben ihm Portraitfotos, die das Opfer in guten Tagen zeigten. Einige hatten sogar kurze Abschiedsbriefe erhalten, denn die Menschen wurden nicht sofort erschossen. Es dauerte einige Zeit, bis die ordentlichen Fremden mit ihrer Liste fertig waren, und in dieser Zeit schrieben die Todgeweihten, eingesperrt in die leer stehenden Lagerhallen einer Waffenfabrik, letzte Grüße auf Papierfetzen, Geldscheine oder andere Unterlagen.

Ihre Nachrichten übergaben sie denen, von denen die Fremden sagten, sie eigneten sich nicht zur Erschießung. Es kam nämlich vor, dass sie nach der Überprüfung der Dokumente einen Gefangenen wieder freiließen, weil ein Wort in seinem Ausweis stand,

das ihm das Leben rettete. Die anderen, in deren Ausweisen sich kein rettendes Wort fand, steckten den Glücklichen heimlich ihre Nachrichten zu. Zweiundvierzig solcher Todesbotschaften haben sich erhalten.

Tomanija, kümmere Dich um die Kinder und bereite sie auf den Weg vor, dass sie gut werden.

Er habe einige Umwege gehen müssen, um seinen Lebensweg zu finden, sagte der Direktor, als wir in seinem Arbeitszimmer neben den mannshohen Metallschränken Platz nahmen, in denen er seine Toten aufbewahrt. »Erst habe ich an der juristischen Fakultät studiert und abgebrochen. Dann Volkswirtschaft, auch abgebrochen. Als ich 21 Jahre alt war, wollte ich nach Südafrika gehen, um unserem Einerlei hier zu entfliehen«, sagte er und holte einen Ordner mit Abschiedsbriefen aus dem Schrank.

Wenn Du die Flasche bekommen hast, bring etwas Schnaps darin zurück. Kaufe 100 Gr. Tabak von Nikola. Wenn Du es bringst, schreib, für wen es ist, der Wächter nimmt es.

Nicht alle der Opfer, deren Briefe der Direktor gesammelt hat, verstanden oder wollten verstehen, was ihnen bevorstand. Oder sie verstanden es doch und wollten den Moment, da ihre Familien die Wahrheit erfahren würden, um einige Stunden hinauszögern. Einer schrieb:

Für heute brauche ich fast nichts. Morgen bring 1 Mal Essen. Bin gesund, Dein Bogoljub. Was gibt es Neues in der Mühle und mit dem Schnaps?

Ein Bauer hinterließ seinen Söhnen Haus, Hof und vier Worte:

Kinder, rächt Euren Vater!

In Südafrika war der Direktor nie, denn im dritten Versuch begann er in der Hauptstadt ein Studium der Geschichte und entdeckte seine Bestimmung. Er war zweiunddreißig Jahre alt, als er mit der Arbeit an seinem Buch begann. »Ich wollte, dass die Opfer keine namenlosen Toten sind. Jeder sollte seinen Namen haben und seine Geschichte«, sagte er, während ich in den Abschiedsbriefen las. »Man hat den Toten Denkmäler gesetzt und hält jedes Jahr am Gedenktag lange Reden auf sie. Aber vielleicht verlangen sie all das nicht von uns. Vielleicht wollen sie nur ihre Namen zurück. Denn jeder Tod war vor allem das Leid eines Einzelnen, auch wenn er in einem Meer von Blut unterging. Ohne Name und Vorname wäre es so, als hätten die Opfer nie gelebt.«

Es dämmerte schon, als der Direktor behauptete, jetzt käme erst die Hauptsache. Er legte mir eine Liste mit 2796 Namen vor. (Zwei waren irrtümlich in das Verzeichnis geraten und wurden später gestrichen). Zu jedem Opfer hatte er eine Akte angelegt. In einigen Fällen konnte er nicht mehr als die Namen herausfinden, aber in anderen reichten die Angaben für einen Roman. Die meisten Opfer stammten aus der Stadt und ihrer Umgebung, manche aber waren am Mordtag nur zufällig in der Gegend. Handelsreisende oder Geschäftsleute, die den ordentlichen Fremden zum Opfer fielen, weil sie zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort waren. Nummer 37 zum Beispiel, ein Obsthändler aus Bukarest. Oder Nummer 748, ein Handelsgehilfe aus New York, den ein tödlicher Zufall in die Stadt am anderen Ende der Welt führte. Auch ein Ingenieur aus Charkow (Nummer 762) und seine aus Moskau stammende Frau (Nummer 763) wurden ermordet, genau so wie ein Professor Emil Klein aus Prag (Nummer 756) und Professor Kovbasko (904) aus Warschau. Die Fremden erschossen einen Pensionär aus Novi Sad, zwei Maurer aus Sarajevo, einen Fiaker aus Zagreb, einen Studenten aus Dijon, einen Arbeiter von der rumänischen Schwarzmeerküste, einen Schuhmacher aus Ungarn, einen Kellner aus dem Kosovo sowie das jüdische Arztehepaar Schnerson aus Belgrad.

Bei der Auswahl der Berufe ihrer Opfer waren die Fremden mit jener Sorgfalt vorgegangen, für die sie bis heute überall auf der Welt gerühmt werden. Keine Branche ließen sie aus. Sie fanden sogar einen Piloten, obwohl es in der Stadt keinen Flughafen gab. Sie trieben einen Kunstmaler auf und einen Zahnarzt, einen Telefonisten und einen Journalisten, einen Steuereintreiber und einen Fotografen, einen Glöckner und zwei Pyrotechniker. Sie fanden den Pillenmacher *Moni Sadija*, den Apotheker *Simon Judic* und den Rabbi *Leon Pinkas*. Sie töteten Schuh-, Rad- und Seilmacher, erschossen Priester, Offiziere und Kadetten, verscharften Sargmacher neben Totengräbern. Sie holten sich Gerichtsdienster und Gerichtsvollzieher, Buchhalter und Buchbinder, Polizisten und Richter. Außerdem Postboten, Zöllner, Drucker, Schreiber und einen Bibliothekar. Lehrer, Schüler und Studenten kamen direkt aus dem Unterricht. Tischler, Steinmetze, Kanonengießerei, Schlosser, Automechaniker, Klempner, Töpfermeister und Polsterer standen neben Schneidern, Glasern, Müllern, Färbern, Falknern, Gärtnern, Kürschnern, Messerschleifern und Kesselflickern vor den Mündungen ihrer Gewehre. Eisenbahner, Lokomotivführer, Chauffeure, Fuhrmänner, Bierkutscher, Sattler, Hufschmiede und Stallburschen fanden den Tod. Tagelöhner und Nachtwächter fielen zur gleichen Stunde. Handelsvertreter und Hausierer konnten keinen Rabatt erwirken, Kaffeehausgeiger spielten niemandem mehr auf, Barbieri und Frisöre erhielten eine Kugel in den Hinterkopf, Gastwirte hatten Ruhetag, Schlachter standen im eigenen Blut. Ingenieure, Landvermesser, Rechtsanwältinnen, Rentner, Schuhputzer, Knechten, Lastenträgern und sogar Uhrmachern schlugen letzte Stunden. Bauern, Landarbeiter und Melker, die zum Markttag in die Stadt gekommen waren, sahen ihre Dörfer nicht wieder. Bäcker, Konditoren und Köche machten niemanden mehr satt. Holzfäller sanken ins Gras, Zeitungsjungen konnten ihren eigenen Tod nicht mehr ausrufen.

Es sei oft nicht einfach gewesen, die Geschichten der Hinterbliebenen anzuhören, sagte der Direktor. Wenn man bei den Leuten im Wohnzimmer sitze und ihre Geschichten höre, könne man

schließlich nicht nur Historiker sein. Man müsse die Menschen begleiten in ihrer Trauer.

Ich dachte an die alten Männer mit den großen Händen im *Balkan*. Vielleicht waren sie damals nur mit Glück davongekommen. Nicht zum ersten Mal in meinem Leben überkam mich das Gefühl, in eine Geschichte verwickelt zu sein, mit der ich nichts zu tun hatte. All das war zwar lange vor meiner Geburt geschehen, doch immerhin waren die Mörder meine Vorfahren. Wären sie nicht gekommen, hätte der Direktor sein Buch nicht schreiben müssen, wären auch die Abschiedsbriefe nie geschrieben worden, wäre ich wahrscheinlich nie in diese meereferne Stadt gereist, wüsste womöglich nicht einmal ihren Namen.

Es dauerte bestimmt noch zwei Stunden, bis ich von dem Direktor alle Antworten für das Portrait erhalten hatte, das ich für meine Zeitung über ihn schreiben wollte. Zum Schluss erzählte er mir davon, wie man sich in seinem Land an den Vorfall erinnere, und ich ihm, dass man ihn in meinem nicht einmal vergessen habe, da man ihn nie kannte.

Ich wollte das Aufnahmegerät schon ausschalten, als der Direktor eine Frage stellte, die alles bisher Gesagte umstülpte: Ob ich nicht das Denkmal für Schulz ansehen wolle, wo ich schon in der Gegend sei.

Schulz? Das klingt nach einem deutschen Namen.

»Natürlich klingt es so. Schulz war ja ein Deutscher. Ein deutscher Soldat im Zweiten Weltkrieg.«

Man hat einem deutschen Soldaten ein Denkmal gesetzt? Hier? »Kennen Sie die Geschichte nicht? Schulz war ein deutscher Soldat, der nicht schießen wollte. Deshalb wurde er selbst erschossen.«

Das ist ja eine unglaubliche Geschichte!

»Kein Wunder, dass Sie nicht davon gehört haben. In der Wehrmacht hat man den Fall mit allen Mitteln zu vertuschen versucht. Es war schließlich ein klarer Fall von Befehlsverweigerung. Die zuständigen Offiziere wollten unbedingt verhindern, dass die Angelegenheit bekannt wird, damit sie keine Nachahmer findet.

Die Disziplin der deutschen Armee hätte sonst ins Wanken geraten können, verstehen Sie?»

Ein Fall von seltenem Reporterglück. Offenbar war diese abgelegene Stadt Schauplatz einer historischen Sensation gewesen. In Deutschland kennt jeder die Geschwister Scholl, Oskar Schindler oder die Männer des 20. Juli, ihre Berühmtheit ist längst briefmarkenkompatibel. Aber hier in der serbischen Provinz hatte das Leben eines Mannes geendet, dessen einsam-naive Todesverachtung aus irgendeinem Grunde unbekannt geblieben war. Nun würde man auch ihn und seine heroische Geste in die Galerie jener Deutschen aufnehmen müssen, die sich gegen Hitler auflehnten.

In dieser Nacht war es nicht die Hitze im *Grünen Berg*, die mich nicht schlafen ließ. Im Bett liegend, verbrachte ich Stunden damit, die Zeugenaussagen, Protokolle und Dossiers zu lesen, die der Direktor gesammelt hatte. Darunter befand sich ein umfangreicher Schriftwechsel der deutschen Besatzer. Zur Morgendämmerung war ich bis zu den Akten des Malermeisters Tibor Braun und eines Handlungsreisenden namens Holländer aus Budapest gekommen. Der Nebel hatte sich verzogen. Ich öffnete das Fenster und sank mit einer ziemlich exakten, durch die Aktenlage reich genährten Vorstellung davon, wie sich die Geschichte damals abgespielt haben musste, in den Schlaf.

Kein Grund zur Beunruhigung

Um Punkt sechs Uhr am Morgen des 22. Oktober 1941 klingelte in einem Zimmer des Hotels *Grand* in der serbischen Industriestadt Kragujevac ein Wecker für einen Toten. Sein Eigentümer, der Handelsreisende Adrian Holländer aus Budapest, war zu diesem Zeitpunkt bereits seit mehr als zehn Stunden nicht mehr am Leben.

Adrian Holländer vertrat eine Firma, die Lacke und Farben herstellte. Der größte Teil der Produktion wurde im Inland abgesetzt, doch seit Ende der zwanziger Jahre zeigten auch immer mehr Kunden in den Ländern südlich von Ungarn Interesse an den Erzeugnissen der Firma, sehr zum Leidwesen des Herrn Holländer. Er hasste Dienstreisen auf den Balkan, was er seinem Chef bei vielen Gelegenheiten, allerdings nie mit dem gewünschten Resultat, wortreich in Erinnerung rief.

Anfangs, nach seinem Eintritt in die Firma, war er für das Inland zuständig gewesen. Er betreute Malermeister in Raab, Fünfkirchen, Szegedin, Debreczin und Erlau, und manchmal beriet er reiche Budapest, die ihre Sommerhäuser am Plattensee in neuer Farbe sehen wollten. Das waren die schönsten Reisen. Er wurde von seinen Kunden gut bewirtet und ging in den warmen Monaten nach der Arbeit schwimmen.

In der Firma war man zufrieden mit ihm. Seine Dienstreisen verliefen trotz der schwierigen Wirtschaftslage in den Jahren nach dem großen Krieg meist erfolgreich, denn sowohl die Farben als auch die Lacke der Firma waren von unbestrittener Qualität, und Herr Holländer fand, obschon er in seinem Leben nie einen Pinsel in der Hand gehalten hatte, stets eine gemeinsame Sprache mit den Malermeistern. Er galt als überaus korrekt, auf sein Wort war Verlass. Jeden Morgen stand er um sechs auf, um vor seinem ersten Treffen noch einmal alle Unterlagen durchzugehen.

Eine Wende in seinem Berufsleben kündigte sich an, als eine Ab-

satzkrise in Ungarn die Firma dazu zwang, sich um Kunden in den Nachbarländern zu bemühen. Unter den ersten Neukunden waren vor allem ungarische Malermeister in der Vojvodina. Die gehörte zwar auf der Landkarte seit dem Ende des letzten Krieges zum Königreich Jugoslawien, aber es wisse ja jeder, sagte Herr Holländer, dass sie eigentlich immer noch Teil Ungarns sei. Die Vojvodina sei schließlich nicht der Balkan. Eines Tages werde sie zu Ungarn und damit zu Europa zurückkehren. Er reiste von nun an häufig nach Novi Sad (das er selbstverständlich nur Üjvidék nannte, wie alle Ungarn) und in die Kleinstädte im westlichen Banat. Die Scherereien mit serbischen Zöllnern an der seiner Ansicht nach völlig überflüssigen Grenze zwischen Ungarn und der Vojvodina empfand Herr Holländer zwar jedes Mal als Schmach, aber immerhin hatte er in dem anderen Land, zu dem die Provinz nun gehörte, nur mit ungarischen Kunden zu tun. Um das Jahr 1930 erschloss sich die Firma Kroatien als Absatzmarkt. Das war unangenehm. Gewiss, irgendwie sei natürlich auch Kroatien Ungarn, schließlich haben die Ungarn dort jahrhundertlang für Ordnung gesorgt, versuchte Herr Holländer sich zu beruhigen. Aber das Land war ihm dennoch nicht geheuer, abgesehen vom Nordosten Slawoniens, wo er einige ungarische Kunden betreute. Lohnend wurde eine Reise nach Kroatien aber nur, wenn er auch Zagreb, Split und Dubrovnik besuchte. Obwohl ihm vor allem die Altstadt von Dubrovnik gefiel (»Das gälte auch bei uns als schöne Stadt«, schwärmte er oft), versuchte er seine Geschäfte dort stets so schnell wie möglich abzuschließen und blieb nie eine Minute länger als nötig.

Das wahre Unglück sollte jedoch erst im Jahr 1938 über Herrn Holländer hereinbrechen. Per Fernsprecher hatten sich zwei ungarische Malermeister aus Belgrad mit der Firma in Verbindung gesetzt und Interesse an Farben und Lacken bekundet. Weiß der Himmel, wie sie die Nummer herausgefunden hatten. Als sei das nicht genug, meldete sich noch ein weiterer ungarischer Kunde, den eine bedauernde Fügung des Schicksals in einen Ort namens Kragujevac dirigiert hatte. Diese Stadt liegt noch viel tiefer im Balkan als Belgrad. Sie befand sich angeblich mitten in

einem undurchdringlichen Waldgebiet, das »Šumadija« genannt wurde. »Šuma« bedeute auf Serbisch Wald, und in den Wäldern der Šumadija haben die Serben ihren Aufstand gegen die Türken begonnen, indem sie sie dutzendweise mit Keulen und Beilen erschlugen, erfuhr ein verunsicherter Adrian Holländer.

Kragujevac! Šumadija! Was Herrn Holländer betraf, hätte man ihn ebenso gut in die Innere oder Äußere Mongolei schicken können. Seine Witwe sagte nach dem Krieg, dass ihr Mann vor seiner ersten Reise nach Serbien eine Woche lang kaum geschlafen habe. Er bat seine Frau, ihm zur Sicherheit Geld in die Untertose einzunähen, gab diesen Plan nach einem unbefriedigend verlaufenen Versuch allerdings wieder auf, da aufgrund der Inflation nur Münzen ihren Wert behielten. Das Klimpern bei jedem Schritt werde die Banditen erst recht anlocken, fürchtete er. Besondere Sorgen machte er sich, weil er in seiner Jugend irgendwo (Karl May?) gelesen hatte, dass die Serben einem Dolch in den Rücken stoßen, sobald man sich umdrehe. Er könne schließlich nicht die ganze Zeit rückwärts gehen.

Vor seiner Abreise nach Belgrad hinterlegte Herr Holländer sein Testament bei einem Notar und schrieb einen Abschiedsbrief an seine Frau. In dem Bewusstsein, dass der Tod ihn in Serbien immer und überall treffen könne, verabschiedete er sich so ernsthaft und würdig von ihr wie zuletzt 1914 – und war insgeheim beleidigt, dass sie nicht weinte, anders als bei seinem Abzug an die Front ein Vierteljahrhundert zuvor. So vermutete es jedenfalls seine Gattin, die sich später Vorwürfe deswegen machte.

Was genau Herr Holländer auf seiner ersten Dienstreise nach Serbien erlebte (und vor allem, wie er sie überlebte), lässt sich nur ungefähr rekonstruieren, denn es haben sich nur zwei wertbare Zeugnisse erhalten. Das erste ist den Auftragsbüchern seiner Firma zu entnehmen. Sowohl in Belgrad als auch in Kragujevac gelang es Herrn Holländer demnach, große Aufträge zu akquirieren. Das aufschlussreichere Dokument ist jedoch die Nachkriegsaussage seines jüngsten Sohnes: Die Tage, an denen der Vater von einer Dienstreise nach Serbien zurückkehrte, seien stets nach demselben Muster verlaufen, berichtete Attila Holländer.

der im Juni 1945. Im Sommer sei die Familie am Tag der Rückkehr in ein Gartenlokal eingekehrt, im Winter in ein Restaurant unweit des Ostbahnhofs. Sichtbar erleichtert, wieder in Sicherheit zu sein, habe der Vater dann lange Monologe über die Gefahren in den Schluchten des Balkans und die Unberechenbarkeit der dortigen Menschen gehalten. Seine Vorträge gipfelten stets in einem Lob auf die Bequemlichkeit im Allgemeinen und Ungarn im Besonderen. »Kinder, ihr wisst gar nicht, wie gut ihr es habt in Budapest«, habe er meist gesagt, oder: »Es ist keine Selbstverständlichkeit, fließend warmes und kaltes Wasser in der Wohnung zu haben.«

Worin die Gefahren des Reisens auf dem Balkan bestanden, sei aus den Erzählungen des Vaters allerdings nie recht deutlich geworden, berichtete Attila Holländer. Womöglich habe sein zur Pedanterie neigender Erzeuger, der einen bis auf die Viertelstunde geregelten Tagesablauf als das größte mögliche Glück empfunden und jeden Morgen nach dem Aufstehen bereits den Wecker für den nächsten Tag gestellt habe (wobei er an Sonntagen statt um sechs erst um sieben Uhr aufstand), womöglich also habe sein in die Vertrautheit mit den Ritualen einer überschaubaren und gegen Überraschungen gefeiten Umwelt verliebt; für das unstete Dasein eines Handelsreisenden eigentlich ungeeigneter Vater allein den Umstand, dass in Kroatien und Serbien eine ihm nicht geläufige Sprache gesprochen wurde, bereits als Bedrohung empfunden, vermutete sein Sohn. Fest steht, dass Adrian Holländer bis zum Schluss darauf beharrte, bei seinen Dienstreisen nach Serbien stets ernsthaften Bedrohungen für Leib und Leben ausgesetzt zu sein, weshalb die Familie sich glücklich schätzen müsse, ihren Ernährer wohlbehalten wieder in ihrer Mitte zu wissen.

Kragujevac blieb denn auch der fernste Punkt der bewohnten Erde, zu dem der weltabgewandte Handelsreisende Adrian Holländer im Interesse der Firma vorzudringen bereit war. Als sein Chef ihn im Februar 1939 in Erwartung eines guten Geschäfts ins Kosovo schicken wollte, wo in Vorbereitung zur 550-Jahrfeier der Schlacht auf dem Amsefeld mehrere orthodoxe Klöster und

Kirchen einen frischen Anstrich erhalten sollten, drohte Herr Holländer mit einer Begründung, die in die Firmengeschichte einging, seine Kündigung an: Er liebe seine Firma, und er liebe es ganz besonders, Farben und Lacke zu verkaufen, doch nun werde es ihm zu bunt. Der Chef, eine derartige Standhaftigkeit von seinem Untergebenen nicht gewohnt, gab nach und schickte einen anderen Mitarbeiter ins Kosovo, der von dort zwar lebend, aber auch ohne Aufträge zurückkehrte.

Es ist bezeichnend für die vielfach verbürgte Unzuverlässigkeit des Lebens, dass Adrian Holländer ausgerechnet seine letzte Dienstreise ohne größere Sorgen antrat. Das war im Oktober 1941. Fünf Monate zuvor hatte Großdeutschland Jugoslawien zerschlagen und Serbien besetzt. Der größte Teil der Vojvodina war wieder zu Ungarn gekommen, wie Holländer es während der Wartezeit auf den nächsten Krieg immer vorausgesagt hatte. In Serbien hingen jetzt überall Plakate mit der Aufschrift »Rad, red i mir« – Arbeit, Ordnung, Frieden. Ihr werdet sehen, die Großdeutschen bringen Ruhe und Disziplin auf den Balkan, sagte Herr Holländer. Seit 1938 sprach er nur noch von »Großdeutschen«, da für ihn seit Hitlers Rede auf dem Heldenplatz nicht nur die Österreicher, sondern auch die Deutschen ihre eigenständige Existenz verloren hatten. Natürlich machte er sich Sorgen, weil allgemein bekannt war, dass die Großdeutschen, ob sie nun ehemalige Österreicher waren oder frühere Preußen, die Juden nicht mochten. Was man aus Berlin hörte, war alles andere als beruhigend. Aber in Ungarn herrschten eben doch andere Verhältnisse, obwohl es mit den Jahren fraglos schwerer geworden war für die Juden (das war ein wichtiger Grund für seine Versetzung in den Außendienst). Für einen anständigen Bürger wie ihn bestand jedoch kein Grund zur Beunruhigung, sagte sich Herr Holländer. Seine Frau war schließlich Ungarin, sein Herz schlug ungarischer als das vieler Ungarn, seine Söhne trugen unheimlich patriotische Vornamen, und die Tochter hatte er glücklich mit einem aus Szeged stammenden Beamten verheiratet können, einem echten Ungarn, der eine vielversprechende Karriere vor sich gehabt hatte, bevor er zu trinken begann. Was war

an ihm schon jüdisch, außer seinem Familiennamen natürlich? Er war seit dem Tod des Vaters nicht mehr in die Synagoge gegangen. Religiöse Fragen waren ihm gleichgültig, allenfalls einen Übertritt zum Katholizismus erwog er gelegentlich. Außerdem sprach er fließend Deutsch. Zur Not konnte er sogar einige klassische deutsche Balladen deklamieren, und damit konnte man bekanntlich jeden Großdeutschen für sich einnehmen.

Solche Gedanken habe ihr Mann ihr vor seiner letzten Dienstreise anvertraut, sagte seine Witwe nach dem Krieg. Er wollte zunächst drei Tage in Belgrad verbringen, wo der Bedarf an Farbe nach der Bombardierung der Stadt durch die deutsche Luftwaffe im April 1941 immer noch groß war. Am Samstagmorgen wollte er dann mit dem ersten Zug nach Kragujevac weiterreisen. Dort sollte er den jungen ungarischen Anstreicher Tibor Braun treffen, der zwar noch kein Malermeister war, aber schon ein eigenes Geschäft führte. Am Dienstag wollte Holländer dann die Rückreise antreten, um spätestens am 22. Oktober wieder in Budapest zu sein. Sollte das Wetter es noch erlauben, würde er die Familie dann vielleicht ein letztes Mal in der Saison in das Gartenlokal ausführen und davon berichten, wie die Großdeutschen Serbien auf Vordermann brachten.

Am Dienstag, den 14. Oktober 1941, stieg Adrian Holländer am Keleti pályaudvar in den Zug nach Belgrad. Die einfachen Waggons waren voll mit deutschen Soldaten, die über Serbien nach Griechenland gebracht werden sollten. In seinem Abteil der ersten Klasse unterhielt sich Herr Holländer blendend mit einem niedersächsischen Offizier, der nach Thessaloniki unterwegs war. Es war ein Glück, dass Herr Holländer nichts von dem Befehl wusste, den Hitlers aus der Steiermark stammender bevollmächtigter Kommandierender General in Serbien, Franz Böhme, vier Tage zuvor erlassen hatte. So konnte er seine letzte Dienstreise mit Zuversicht antreten.

»Betr.: Niederwerfung kommunistischer Aufstandsbewegung.
1. In Serbien ist es aufgrund der »Balkanmentalität« und der großen Ausdehnung kommunistischer und national ge-

tanter Aufstandsbewegungen notwendig, die Befehle des OKW in der schärfsten Form durchzuführen. Rasche und rücksichtslose Niederwerfung des serbischen Aufstandes ist ein nicht zu unterschätzender Beitrag zum deutschen Endsieg.

2. In allen Standorten in Serbien sind durch schlagartige Aktionen umgehend alle Kommunisten, als solche verdächtigen männlichen Einwohner, sämtliche Juden, eine bestimmte Anzahl nationalisistischer und demokratisch gesinnter Einwohner als Geisel festzunehmen. Diesen Geiseln und der Bevölkerung ist zu eröffnen, dass bei Angriffen auf deutsche Soldaten oder auf Volksdeutsche die Geiseln erschossen werden.

3. Treten Verluste an deutschen Soldaten oder Volksdeutschen ein, so haben die territorial zuständigen Kommandeure (...) umgehend die Erschießung von Festgenommenen in folgenden Sätzen anzuordnen:

a) Für jeden getöteten oder ermordeten deutschen Soldaten oder Volksdeutschen (Männer, Frauen oder Kinder) 100 Gefangene oder Geiseln.

b) Für jeden verwundeten deutschen Soldaten oder Volksdeutschen 50 Gefangene oder Geiseln.

Die Erschießungen sind durch die Truppe vorzunehmen. Nach Möglichkeit ist der durch den Verlust betroffene Truppenteil zur Execution heranzuziehen. Unterschrift: Böhme, General der Infanterie, 10. Oktober 1941.«

Die unselige Abfolge von Ereignissen, von denen sich heute sagen lässt, dass sie schnurgerade auf die Erschießung eines Budapestester Handelsreisenden zuliefen, hatte jedoch schon knapp zwei Wochen zuvor eingesetzt: Am 29. September 1941 überfielen serbische Freischärlereinheiten aus kommunistischen Partisanen und königstreuen Tschetniks die etwa 35 Kilometer Luftlinie östlich von Kragujevac gelegene Kleinstadt Gornji Milanovac und brachten mehrere Dutzend dort stationierter deutscher Soldaten in ihre Gewalt. Bei der Wehrmacht ging man davon aus,

dass bis zu siebzig Mann in die Gefangenschaft der Aufständischen geraten waren. So hatten es zwei Offiziere berichtet, die nach dem Überfall flüchten und sich zum nächsten deutschen Stützpunkt durchschlagen konnten. Am 3. Oktober erteilte General Böhme einer Einheit der 717. Infanteriedivision den Befehl, von Kragujevac nach Gornji Milanovac auszurücken und die Gefangenen zu befreien, was jedoch fehlschlug. Am 10. Oktober erging ein neuer Befehl. Nun wurde angeordnet, die Einheit sei nochmals in Marsch zu setzen, diesmal verstärkt durch einen Zug Artillerie und vier Panzer: »Auftrag: In Gor. Milanovac sind für die gefangengenommenen Landesschützen 240 Geiseln festzunehmen und nach Kragujevac zu bringen. Der Ort Gor. Milanovac ist abzubrennen.«

Da zwei der Panzer nicht sofort einsatzbereit waren, rückten die Deutschen erst am Vormittag des 14. Oktober aus, an dem Tag also, an dem Adrian Holländer in Budapest den Zug nach Belgrad bestieg. Zur Sicherheit nahmen die Deutschen in Kragujevac dreißig Geiseln, die sie auf dem Weg nach Gornji Milanovac vor sich hertrieben. Es war eine Nachricht an möglicherweise auf der Lauer liegende Freischärler, eine Nachricht aus Fleisch und Blut: Seht her, wenn ihr uns überfallt, metzeln wir eure eigenen Leute nieder. Das war allerdings eine naive Rechnung, denn die Partisanen legten es geradezu darauf an, dass unschuldige Landleute den Deutschen zum Opfer fielen. Immer wieder verübten sie Anschläge auf deutsche Truppen in unmittelbarer Nähe von Dörfern. Sie wussten, dass die Deutschen zur Strafe das nächste Dorf niederbrennen und viele Einwohner erschießen würden. Vor allem wussten sie, dass die Überlebenden, die bei solchen »Sühneaktionen« Haus und Hof verloren, oft keine andere Wahl hatten, als in den Wald zu gehen und sich den Partisanen anzuschließen. Der Terror der Deutschen verschaffte ihnen mehr Zulauf als die beste Propagandarbeit.

Die deutsche Einheit und ihre Geiseln erreichten Gornji Milanovac ohne Zwischenfälle. Da es wiederum nicht gelang, mit den Geiselnemern in Kontakt zu treten, wurde der Ort befehlsgemäß niedergebrannt, nachdem die Deutschen in der fast gänzlich

verlassenen Stadt und in den ebenso menschenarmen Dörfern der Umgebung statt der geforderten 240 nur etwa 130 Geiseln hatten aufreiben können. In der Nacht auf den 16. Oktober 1941 machten sich die Besatzer mit ihrer menschlichen Beute auf den Rückweg nach Kragujevac. Schon nach wenigen Stunden geriet die Kolonne in einem tief gelegenen Waldstück jedoch unter heftigen Partisanenbeschuss. Neun Deutsche wurden bei dem Überfall getötet, 27 verwundet, ein weiterer erlag später seinen Verletzungen. Die Überlebenden erreichten Kragujevac am Abend des 16. Oktober und erstatteten Bericht über die misslungene Expedition. Von diesem Zeitpunkt an stand fest, dass laut Befehl des Generals Böhme in den nächsten Tagen mindestens 2300 Menschen sterben mussten, um die toten und verwundeten Deutschen zu rächen.

Während in Kragujevac die Planungen für den Massenmord begannen, bereitete sich der ahnungslose Adrian Holländer in Belgrad auf seine letzte Reise vor. Am Freitag gab er beim Belgrader Hauptpostamt per Eilbrief an die Firma die eingegangenen Bestellungen sowie mit der normalen Post einen kurzen Brief an seine Frau auf, in dem er in knappen Sätzen sein Gespräch mit dem niedersächsischen Offizier im Zug nach Belgrad schilderte. In der Firma wird man zufrieden gewesen sein mit ihm, denn die Auftragsbücher weisen für den Oktober 1941 mehrere Großbestellungen aus. Es gab in der Hauptstadt des besetzten Serbien offenbar genügend Leute, die auch mitten im Krieg nicht auf Farbe verzichteten wollten. Am Vormittag des 18. Oktober 1941 fuhr Herr Holländer im Zug von Belgrad nach Kragujevac seinem Tod entgegen.

Schiller

Obwohl Adrian Holländer sein Zimmer nur am Abend für eine Stunde verließ, um im Hotelrestaurant zu essen, muss ihm schon am Nachmittag seiner Ankunit, auf dem kurzen Weg vom Bahnhof zum *Grand*, die bedrückende Atmosphäre in Kragujevac aufgefallen sein. Ersichtlich wird das aus dem nur teilweise erhaltenen letzten Brief an seine Frau.

Während Herr Holländer am 18. Oktober 1941 zu Abend aß, sammelten die Deutschen die ersten Opfer für die geplanten Erschießungen. Zunächst alle männlichen Juden, Häftlinge des örtlichen Gefängnisses sowie stadtbekannte Kommunisten, insgesamt etwa siebzig Personen. »Da diese Zahl für die zu erschießenden 2300 bei weitem nicht ausreichte, wurde von den beiden in Kragujevac liegenden Bataillonen beabsichtigt, in gemeinsamer Aktion mit der Stadt Kragujevac die Fehlenden durch Verhaftungen auf Straßen, Plätzen und in Wohnungen zusammenzubringen«, heißt es in einem deutschen Einsatzbericht.

Dagegen legte jedoch der Kreiskommandant von Kragujevac, ein gewisser Hauptmann von Bischofshausen, Protest ein. In einem Schreiben an den Befehlshaber Serbien warnt er vor willkürlichen Erschießungen in seiner Stadt: »Ich hebe ausdrücklich hervor, dass in der ganzen Zeit des Bestehens der Kreiskommandatur nicht ein einziger deutscher Wehrmachtsangehöriger oder Volksdeutscher in der Stadt verwundet oder erschossen worden ist. Die Bürgerschaft der etwa 42 000 Seelen zählenden Stadt hat sich stets loyal und zur Zusammenarbeit mit der Wehrmacht geneigt gezeigt, wobei nicht in Abrede gestellt werden soll, dass ein Teil der Bürgerschaft immer zu den Banden hinneigte; vor- gekommen ist nichts (...), sondern die Einwohner von Kragujevac haben sich von der deutschen Wehrmacht die Beseitigung der kommunistischen Gefahr und die Einreihung in den Neuaufbau Europas erhofft. Mit der hier angewandten Methode werden wir

die Wiedergewinnung der gutgesinnten Elemente keinesfalls erreichen.«

Zwar hatte Hauptmann von Bischofshausen im Grunde nichts daran auszusetzen, dass für einen verwundeten Deutschen fünfzig und für einen Toten hundert Serben sterben sollten. Er schlug aber vor, statt der Einwohner von Kragujevac »die der Kreiskommandatur seit langem als vollkommen kommunistisch ver- sucht bekannten Dörfer in der näheren und weiteren Umgebung von Kragujevac zu umzingeln und die nötige Anzahl zu Erschießender dort zu holen«.

Für kurze Zeit sah es so aus, als könne der um den Frieden in seinem Standort besorgte Hauptmann sich durchsetzen. Am 19. Oktober umstellten deutsche Einheiten unter Leitung des Standortältesten, Major Paul König, drei Dörfer in der Umgebung von Kragujevac und erschossen sämtliche männlichen Einwohner. Doch die Ausbeute war mager: Nur etwa 415 Personen wurden getötet. So würde man nie auf die nötige Zahl von 2300 kommen.

Was danach geschah, lässt sich einem am 20. Oktober 1941 von Rittmeister Bischofshausen abgefassten Schreiben entnehmen, dessen Original im Militärarchiv Freiburg aufbewahrt wird:

»Am Abend des 19. 10. 41 wurde ich zu einer erneuten Besprechung mit dem Herrn Major König gebeten, in der ich zu meinem Erstaunen erfuhr, dass der ganze Plan umgeworfen worden war (...). Um die an die Zahl 2300 Fehlenden in die Hand zu bekommen, wurde daher wieder ein Durchkämmen der Stadt Kragujevac für den 20. 10. 1941 befohlen. Die daraufhin am heutigen Tag vorgenommenen Verhaftungen auf Straßen, Plätzen, Werkstätten, Wohnungen, Läden usw. sind ohne Ansehung der Persönlichkeit an Männern im Alter zwischen 16 und 60 Jahren vorgenommen worden. (...) Eine Erschießung zum Teil völlig Unschuldiger aus hiesiger Stadt kann nach meinem Dafürhalten direkt verheerende Auswirkungen haben. Dass nunmehr erbit- terte Angehörige von Erschossenen an deutschen Wehrmachts- angehörigen Racheakte ausüben werden, steht zu erwarten.«

Doch diesmal finden die Warnungen Bischofshausens kein Gehör. Noch am Abend des 19. Oktober 1941 wird die Stadt abgeriegelt. Die deutschen Posten lassen zwar noch Leute hinein, aber niemanden mehr hinaus. So auch am Montag, dem 20. Oktober 1941, als am frühen Morgen mehrere Hundert Landbewohner aus der Umgebung zur Arbeit in die Stadt strömen. Sie haben von den Erschießungen in den Dörfern offenbar nichts mitbekommen. Am Nachmittag des 20. Oktober beerdigen die Deutschen ihre Gefallenen, nachdem sie die Särge von den Bergungsunternehmen *Concordia* und *Palästina* beschlagnahmt haben. Abends um sechs hallen dann die ersten Schüsse durch Kragujevac. Sie gelten den Juden, Kommunisten und Häftlingen, die als Erste verhaftet worden waren. Die Hauptarbeit, die Erschießung der im Laufe des 20. Oktober aufgegriffenen Stadtbewohner, die man in den Lagerhallen der Kanonenfabrik eingesperrt hat, soll allerdings erst am nächsten Tag stattfinden. Von dem letzten Brief Adrian Holländers, abgestempelt in Kragujevac am 20. Oktober, haben sich zwar nur die ersten beiden Seiten erhalten, aber die Zeilen erlauben dennoch Rückschlüsse auf die Stimmung in der Stadt:

»Liebe Frau, ich schreibe Dir, weil ich unerwartet mehr Zeit habe als erwartet. Vielleicht kann ich sogar einen Tag früher wieder in Budapest sein. Als ich heute Morgen bei Herrn Braun war, war er nämlich nicht da. Seine Nachbarin sagte, man habe ihn verhaftet. Jetzt staunst Du bestimmt, und wie Du Dir vorstellen kannst, habe ich (unleserlich). Aber dann zeigte sich, dass in Wirklichkeit alles harmlos ist. In diesen kleinen Städten auf dem Balkan wird viel getratscht, Budapest ist nichts dagegen. So wird aus einer harmlosen Nachricht ein schreckliches Gerücht, dabei ist nichts dran. Hier erzählen sie sogar, dass gestern mitten im strömenden Regen eine Frau aus einem Dorf in der Nähe in die Stadt gekommen sei und nach einem Arzt geschrien hat, weil die Großdeutschen ihrem Kind die Beine abgeschossen hätten. Und das ist nicht einmal der ärgste Unsinn, den sie hier erzählen! Ich habe an der Rezeption hier im Hotel die Wahrheit

erfahren: Die Besatzungsbehörden geben neue Personalausweise aus und bestrafen jeden, der sich nicht zur Registrierung meldet. Hier muss an jeder Haustür ein Schild angebracht sein, auf dem alle Einwohner namentlich aufgeführt sind. Deshalb haben sich viele freiwillig gemeldet. Der Rezeptionist ist auch gegangen und überhaupt das ganze männliche Hotelpersonal. Seit die Zimmermädchen weg sind, bin ich ganz allein im Hotel, das ist etwas eigenartig. Die nicht selbst gegangen sind, die haben sie abgeholt, allerdings bisher nur die Männer. Man hat sie in die Lagerhallen der hiesigen Kanonenfabrik gebracht, auch den Braun. Das ist natürlich etwas grob, aber auf der anderen Seite muss man die Großdeutschen verstehen. Um diesen wilden Leuten hier Ordnung beizubringen, können sie eben nicht die zivilisierten Methoden anwenden, mit denen sie eine solche Aktion bei uns oder in ihrem Land durchführen könnten, wo man die Gesetze mehr achtet als die eigene Mutter. Nun weiß ich nur nicht recht, was ich tun soll: warten, bis Braun seine neuen Dokumente hat – oder zurückfahren? Man weiß ja nicht, wie lange das alles dauert, und ich möchte lieber heute als morgen wieder bei Euch sein. Ist das Wetter noch gut? Ich werde versuchen, heute Nachmittag auf dem Weg zur Post in Erfahrung zu bringen, bis wann die Sache mit den neuen Ausweisen abgeschlossen wird. Wenn sie alphabetisch vorgehen, wird Braun ...«

Damit endet der erhaltene Teil des letzten Briefes von Herrn Holländer. Es ist möglich, dass er noch am Montag, auf dem Rückweg von der Post zum Hotel, den Deutschen in die Arme lief. Die Verhaftungsliste deutet aber darauf hin, dass er noch eine Nacht im männerleeren *Grand* verbrachte und erst am nächsten Morgen, als die Erschießungen schon begonnen hatten, festgenommen wurde, denn sein Name steht ganz am Ende der Liste. Er wird vergeblich protestiert und seinen ungarischen Ausweis vorgezeigt haben, während sie ihn zu den anderen in die Lagerhallen brachten. Der Brief war das letzte Lebenszeichen von ihm – sieht man von einer nach Kriegsende aufgenommenen Zeugnisaussage ab, in der das absonderliche Verhalten eines Erschie-

ßungskandidaten beschrieben wird, bei dem es sich vielleicht, ja sogar wahrscheinlich um Herrn Holländer gehandelt hat.

Um sieben Uhr am Morgen des 21. Oktober, so schreibt der Direktor in seinem Buch, wurden die Schuppen aufgesperrt und die ersten Gruppen zur Erschießung abgeführt. Spätestens jetzt musste selbst der Gutgläubigste begriffen haben, dass es sich bei den neuen Ausweisen, die die Deutschen ausgeben wollten, um Sterbeurkunden handelte. Ein den Besatzern als Übersetzer dienender Serbe berichtete nach deren Abzug im Herbst 1944 von einer merkwürdigen Szene, die sich um die Mittagszeit des 21. Oktober zugetragen habe. Ein kleiner Ausländer, um die fünfzig, habe in großer Aufregung und fehlerfreiem Deutsch behauptet, dass es sich bei seiner Verhaftung um ein schreckliches Missverständnis handle, und einen Offizier zu sehen verlangt. Beeindruckt und womöglich auch verunsichert von den Deutschkenntnissen des Mannes, erfüllte ein deutscher Posten seine Forderung. Doch als der Mann vor dem Offizier stand, habe er nicht mehr von einem Missverständnis gesprochen, sondern nur gesagt:

»Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,

Zu tauchen in diesen Schlund?

Einen goldenen Becher werf' ich hinab,

Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.

Wer mir den Becher kann wieder zeigen,

Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.«

Der Offizier habe den verschrobenen Mann, der da mitten in dem allgemeinen Morden eine deutsche Ballade vortrug, verständnislos angeblickt und sich von einem Soldaten dessen eingezogene Dokumente bringen lassen, berichtet der Übersetzer. Nach einem kurzen Blick auf den Pass habe der Offizier dann gesagt, man solle ihm »diesen verrückten Juden« vom Hals schaffen, woraufhin zwei Soldaten den Mann, der inzwischen in atemloser Hast weitere Strophen der Ballade vom Taucher stammelte, wieder zurückstießen in die Kolonne der Männer, die zur Er-

schießung abgeführt wurden. Der verrückte Jude habe auf dem Amarsch weiterhin in großer Lautstärke Gedichte zitiert, bis man ihn nach einigen Minuten nicht mehr hören konnte.

Das weitere Schicksal von Adrian Holländer lässt sich nur aus dem allgemeinen Ablauf der Ereignisse in Kragujevac am 21. Oktober 1941 nachzählen. So ist es zumindest denkbar, dass Herr Holländer und die anderen Todeskandidaten von völlig unerwarteter Seite ein letztes Mal Hoffnung auf Rettung kommen sahen. Denn vielleicht wurden sie Zeugen des denkwürdigen Auftritts von Josef Schulz, dem man später ein Denkmal setzte, vor dem deutsche Diplomaten noch viele Jahrzehnte nach dem Krieg Kränze niederlegten und Reden hielten.

Die Szene muss sich auf dem außerhalb der Stadt gelegenen Richtplatz abgespielt haben. Hier entstieg der gewaltigen Maschinerie des Mordens ein einfacher deutscher Soldat und sagte ein einfaches deutsches Wort, das den bis dahin reibungslos funktionierenden Apparat des Tötens augenblicklich zum Stillstand brachte. Es war ein Wort, das der Soldat vorher schon viele Tausend Male in seinem Leben benutzt hatte. Ein Wort, das zu den ersten zehn oder zwanzig Worten gehört, die jedes Kind lernt. Ein Wort, das niemals wieder in diesem Krieg eine so folgenschwere Bedeutung haben sollte wie an jenem Tag in Kragujevac, als Josef Schulz es aussprach: Er sagte Nein.

»Nein. Ich werde nicht schießen«, sagte Josef Schulz, als er den Befehl erhielt, anzulegen und auf die Männer aus Kragujevac zu zielen. Für kurze Zeit herrschte Verwirrung, vielleicht sogar Angst unter den Offizieren. Was, wenn die Befehlsverweigerung des Josef Schulz ein Fatal war und auch andere Soldaten den Gehorsam aufkündigten? Eine unerhörte Begebenheit! Die Unsicherheit bei den Deutschen muss bei den Todeskandidaten die Hoffnung geschürt haben, doch noch davonzukommen. Vielleicht war das alles nur ein besonders niederträchtiges Schauspiel, das sich die Deutschen zur Abschreckung ausgedacht hatten? Da ergriff ein deutscher Offizier kühl und überlegt die Initiative. Bevor das Beispiel Schule machen konnte, befahl er Schulz, seine Waffe niederzulegen und sich augenblicklich

in die Reihe der zu Erschießenden zu begeben. Schulz, nun wieder ganz der gehorsame deutsche Soldat, zu dem man ihn gedrillt hatte, folgte dem Befehl, und wurde im nächsten Augenblick von jungen deutschen Männern erschossen, die bis eben noch seine Kameraden gewesen waren. Der Aufstand des Gewissens hatte nur wenige Minuten gedauert. Und doch hatte Josef Schulz der Menschheit in dunkler Zeit eine Sternstunde beschert.

Dass Adrian Holländer sich in der Gruppe befunden haben könnte, die Zeuge dieses Vorfalles wurde, ist allerdings reine Spekulation. Schließlich wurden in jenen Stunden mehr als zweitausend Menschen erschossen, und viele werden den Zwischenfall mit dem deutschen Gefreiten gar nicht mitbekommen haben. Sicher ist, dass Tibor Braun, der Kunde Holländers in Kragujevac, geboren am 11. Januar 1917 in Budapest und später aus unbekannten Gründen mit der Familie übersiedelt nach Serbien, nicht in derselben Gruppe mit Herrn Holländer erschossen wurde. Er war schon tot, als sein Lieferant für Farben und Lacke den Deutschen Gedichte vortrug. Das bestätigte seine ebenfalls in Kragujevac lebende Schwester Magda am 12. Mai 1945 in ihrer Aussage vor der jugoslawischen Kommission zur Dokumentation der von Deutschen begangenen Kriegsverbrechen: »Meinen verstorbenen Bruder Tibor, Maler und Lackierer aus Kragujevac, 23 Jahre alt, unverheiratet, geboren in Budapest als Sohn von Armin und Janka Braun (geborene König), haben deutsche Soldaten am Abend gegen acht Uhr in der Nacht vom 18. auf den 19. Oktober 1941 als einen Menschen mosaischen Glaubens aus dem Haus geholt und ihn zu den Artillerieschuppen gebracht, wo sie ihn mit anderen Mosaischen und Kommunisten aus Kragujevac einsperrten. Dort blieb er bis zum 20. Oktober 1940 eingesperrt, als er gegen fünf Uhr mit anderen Eingesperrten erschossen wurde. Seine Leiche habe ich nicht gefunden, aber seinen Namen als Opfer der Massenerschießung habe ich auf der Liste der Erschossenen gefunden, die von der städtischen Verwaltung der Stadt Kragujevac ausgegeben wurde. (...) Am Tod meines Bruders ist die deutsche Strafexpedition schuld, die die Gefangennahme und Erschießung ausgeführt hat.«

Geheime Reichssache

Die feigen und hinterlistigen Überfälle in der vergangenen Woche auf deutsche Soldaten, wobei 10 getötet und 26 verwundet wurden, mussten gesühnt werden. Es wurden deshalb für jeden getöteten deutschen Soldaten 100, und für jeden verwundeten 50 Landesbewohner, und zwar vor allem Kommunisten, Banditen und deren Helfershelfer, zusammen 2300, erschossen. In Zukunft wird bei jedem ähnlichen Fall, sei es auch nur ein Sabotageakt, mit gleicher Strenge durchgegriffen werden. Der Standortälteste.

Bekanntmachung der Standortkommandantur Kragujevac vom 21. 10. 1941

Es ist an der Zeit, dass der Direktor einen Namen bekommt: Er heißt Staniša Brkić und ist eigentlich kein Direktor, sondern »Museumsrat« und »Leiter des Museumsdienstes«. So steht es auf seiner Visitenkarte. Aber da niemand auch nur annähernd so viel über die Ereignisse weiß, an die im »Museum des 21. Oktober« von Kragujevac erinnert wird, nennen ihn viele Leute in seiner Stadt Direktor, obwohl es natürlich auch einen richtigen oder jedenfalls offiziellen Direktor dort gibt. Staniša Brkić wurde 1982 als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Museum eingestellt. Damals war er noch ein serbischer Jugoslawe oder, auf Auslandsreisen, ein jugoslawischer Serbe. Seit das Land, in dem er geboren wurde und aufwuchs, der Geschichte abhanden kam, ist er nur noch Serbe.

Er habe sich früher durchaus als Jugoslawe gefühlt, sagt Staniša Brkić am Morgen beim Kaffee im *Balkan*. Er sagt das leise, vielleicht weil am Nebentisch die alten Männer mit den großen Händen sitzen. Leise, als spreche er über ein Staatsgeheimnis, erklärt er, warum er sich einst nicht nur als Serbe, sondern zugleich als Jugoslawe gefühlt habe: Am Theater in Kragujevac habe es

einmal einen Schauspieler gegeben, einen Serben aus der Hercegovina, der 48 Mitglieder seiner Familie im Zweiten Weltkrieg verloren hatte. Sie starben nicht durch die Hand der Deutschen oder Italiener, sondern wurden von den Ustascha umgebracht, den blutrünstigen kroatischen Juniorpartnern Hitlers. Dieser Schauspieler habe natürlich niemals ein Jugoslawe werden und an Titos verordnete *bratstvo i jedinstvo* (»Brüderlichkeit und Einheit«) glauben können. Wie sollte er brüderlich mit den Mördern seiner Familie leben?

In seiner Familie hingegen habe es im Zweiten Weltkrieg kein einziges Todesopfer gegeben, und das sei für ein Leben in Titos Jugoslawien ein ziemlich guter Start gewesen, sagt der Direktor. Anders als der Schauspieler aus der Hercegovina habe er keinen Grund gehabt zu hassen.

Statt zu hassen, reiste Staniša Brkić. Als junger Mann durchstreifte er sein Land, diese schwierige, komplizierte, außergewöhnliche Heimat. Die Alpen in Slowenien, venezianisch geprägte Städte an der montenegrinischen Adriaküste, römische Amphitheater in Istrien, habsburgische Außenposten in der Vojvodina, orthodoxe Klöster auf dem Amselfeld, Moscheen in Bosnien, osmanische Wehrburgen an der Donau, die trockensten, im Sommer glühend heißen mazedonischen Ebenen mit ihren antiken Ruinen – das Land war ein riesiger Antiquitätenladen, dessen Angebot selbst nicht genau wussten, was sie alles auf Lager hatten. In seiner Jugend, bevor das schlecht geführte südslawische Antiquitätengeschäft Konkurs anmelden musste, hat Staniša Brkić fast alle Abteilungen aufgesucht. In der Hercegovina, wo er bei Mostar seinen Wehrdienst leistete, war er unfreiwillig, aber die anderen Abteilungen besuchte er aus freien Stücken. Er war oft in Mazedonien, hatte Freunde in Slowenien, Bosnien und der Vojvodina.

Im Kosovo war er allerdings nur ein einziges Mal. Das war am 28. Juni 1989, dem 600. Jahrestag der Schlacht auf dem Amselfeld. An jenem Tag hielt der serbische Präsident Slobodan Milošević dort vor einer halben Million Menschen eine Grabrede auf Jugoslawien. Als einer unter der halben Million hörte auch

Staniša Brkić die berühmtesten vier Sätze von Miloševićs Rede:

»Es lebe die ewige Erinnerung an das
Heldentum im Kosovo!
Es lebe Serbien!
Es lebe Jugoslawien!
Es lebe der Frieden und die Brüderlichkeit
zwischen den Völkern!«

Später konnte sich Milošević nur noch an den zweiten dieser Sätze erinnern. Die Folgen seiner Gedächtnisstörung sind bekannt: Jugoslawien ging in einem Strudel aus Blut und Tod unter. Bis zu jenem Tag auf dem Amselfeld, sagt der Direktor, sei er ein Fan von Milošević gewesen. Wie viele andere Serben glaube er, Milošević könne nicht nur Serbien, sondern ganz Jugoslawien aus der Misere führen. Anders als viele andere erkannte er allerdings früh, dass der verschlagene Apparatschik aus der Provinz in Wirklichkeit nur die alten jugoslawischen durch neue serbische Lügen ersetzte.

Eine Erniedrigung sei das damals im Kosovo gewesen, sagt der Direktor und spottet darüber, wie der Herrscher sich im Helikopter einfliegen ließ – ein großserbischer Erlöser, seinem Volk von Gott gesandt. Nach seinen Erlebnissen auf dem Amselfeld schloss Staniša Brkić sich der oppositionellen Demokratischen Partei an, in der später der Reformator Zoran Djindjić zum wichtigsten Gegner des Großmauls vom Amselfeld werden sollte. »Ich glaube, das war eine richtige Entscheidung. Obwohl sie nichts geändert hat«, sagt er.

Der Nebel vom Vortag wirkte wie ein fernes Gerücht. Die Sonne schien, in der Kirche auf der anderen Seite des *Balkan* läuteten die Sonntagsbratenglocken, und der Direktor war nach seinen Erzählungen von Milošević irgendwie wieder bei den Ereignissen vom Oktober 1941 angekommen. Er erzählte, dass etwa vierzig in den Artillerieschuppen eingesperrte Männer damals nicht gestorben seien. In einer Gruppe gelang es einem Kaufmann,

seine schwere Lederjacke über das bereit stehende Maschinen-
gewehr zu werfen, und in dem allgemeinen Tumult liefen die
Männer in alle Himmelsrichtungen davon. Die Deutschen schos-
sen ihnen hinterher und töteten die meisten, doch einige konn-
ten sich in die Wälder retten und gingen zu den Partisanen oder
nach Belgrad. Andere überlebten, indem sie sich fallen ließen,
bevor sie von einer Kugel getroffen wurden. Zwischen Leichen
und Sterbenden liegend, stellten sie sich tot.
Nachts, als serbische Frauen in den Leichenbergen nach ihren
Angehörigen suchten, wurden sie gerettet. Insgesamt hat der
jugoslawische Staat nach dem Krieg 61 Männer als »offizielle
Überlebende« anerkannt. Als offiziell Überlebender des Massa-
kers von Kragujevac galt jemand, wenn die Deutschen ihm die
Dokumente abgenommen und ihn vor der Erschießung in ihre
Todesliste eingetragen hatten.

»Heute lebt nur noch ein Einziger von ihnen«, sagte der Direk-
tor.

Ein Zeuge?

Ich fragte Staniša Brkić, ob der überlebende Überlebende noch
bei klarem Verstand sei und womöglich über seine Erlebnisse
sprechen wolle. Die Antwort klang ermutigend: Dragoljub Jo-
vanović sei zwar schon über achtzig, aber geistig hellwach. Bis
zum Nachmittag lasse sich bestimmt in Erfahrung bringen, ob er
in der Stadt sei und reden wolle.

Ich buchte eine weitere Übernachtung im *Grünen Berg*. Viel-
leicht hatte der letzte Überlebende sogar die Szene mit Josef
Schulz miterlebt?

*Geheime Reichssache! Bei den Erschießungen sind Missgriffe
vorgekommen. So sind V-Leute, Kroaten und ganze Belegschaft-
en deutscher Rüstungsbetriebe erschossen worden. (...) Die Er-
schießungen in Kragujevac sind erfolgt, obwohl in dieser Stadt
kein Angriff gegen deutsche Wehrmachtsangehörige stattgefun-
den hatte, weil anderwärts nicht genügend Geiseln aufgetrieben
werden konnten. Diese wahllosen Erschießungen zeitigen in der
Bevölkerung Rückwirkungen, die dem politischen Endziel ent-*

*gegenlaufen (...) Bevollmächtigter kommandierender General
hat daraufhin neue Weisungen über das Erschießen von Geiseln
erlassen, die zwar an dem Verhältnis hundert Serben für einen
Deutschen nichts ändern, aber nach Möglichkeit Missgriffe wie
die oben erwähnten ausschließen. Ich gebe obiges zur Informa-
tion, damit das Auswärtige Amt bei etwaigen Angriffen feindli-
cher Sender über die tatsächlichen Vorkommnisse unterrichtet ist.*
Telegramm Nr. 841 des Gesandten Felix Benzler aus Belgrad
an das Auswärtige Amt in Berlin, 29. 10. 1941

Ordnung

*Seit dem Beginn des deutschen Vormarsches im Osten und seit
der zum Aufstand in Serbien auffordernden Rede Stalins ha-
ben sich kommunistische Umtriebe im Bereich des Befehlshabers
Serbien – mehr und mehr anwachsend – bis zum bewaffneten
Aufstand gesteigert. Die bis dahin im Grunde genommen loya-
le Haltung des Volkes war einerseits durch die kommunistische
Wühlarbeit, andererseits durch die vielfach Unschuldigen treffen-
den Repressalien, nicht zuletzt durch die Vertreibungen der Ser-
ben aus den Nachbarländern nach Serbien hinein (mit besonderer
Brutalität aus Kroatien) mancherlei Schwankungen ausgesetzt.
Vorübergehender Brotmangel, der heute noch nicht voll bebo-
ren ist, verschärfte den Zustand. Das der deutschen Wehrmacht
willig gezollte Ansehen krankte an Erschütterungen, die durch die
unter den Augen der deutschen Soldaten sich abspielenden Ent-
eignungen, Inhaftierungen und Ermordungen, namentlich kroa-
tischerseits, zustande kommen.*

Tätigkeitsbericht des Befehlshabers Serbien, Kommandostab,
für den Juli 1941

Im Laufe der Jahre sammelte der Direktor nicht nur serbische Zeugnisaussagen, sondern auch den Schriftverkehr der deutschen Besatzer. Aus den Schreiben, die zwischen Kragujevac, Belgrad und Berlin ausgetauscht wurden, wird eine wachsende Verunsicherung der Deutschen deutlich, denn in Serbien war ihr schlimmstes vorstellbares Unglück geschehen: Die Dinge liefen nicht nach Plan.

Nachdem die Wehrmacht Jugoslawien im April 1941 in nur elf Tagen erobert hatte, waren Hitler und seine Generäle sich sicher, dass der jugoslawische Kriegsschauplatz nicht mehr von Bedeutung sein würde. Zu leicht war der Sieg über das marode südslawische Königreich gelungen. Schon wenige Tage nach dem Beginn der Angriffe am 6. April 1941 beobachteten die deutschen Truppen Auflösungserscheinungen in der jugoslawischen Armee. In Meldungen an das Oberkommando der Wehrmacht hieß es, während serbische Einheiten noch kämpften, gäben mazedonische und kroatische Truppenteile den Krieg bereits verloren. Besonders bei den Einheiten der Kroaten, deren Mehrheit das serbisch dominierte Jugoslawien nie akzeptiert hatte, kam es zu Meutereien. Die jugoslawische Armee zerfiel von selbst. Der Krieg im Südosten schien entschieden. Noch vor dem Ende des Feldzugs ließ Hitler Teile der Truppen abziehen und zur Vorbereitung auf den Angriff gegen die Sowjetunion an die Ostgrenze des Reiches verlegen.

Vier Tage nach dem Beginn des Angriffs nahmen die Deutschen Zagreb ein, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Ungarische Verbände marschierten in die Vojvodina ein. Belgrad wurde am 13. April kampfflos besetzt, Sarajevo zwei Tage später. Auch Kragujevac ergab sich. Am Abend des 17. April unterschrieben der ehemalige Außenminister Jugoslawiens und der Chef des Generalstabs der nicht mehr existierenden jugoslawischen Armee die Kapitulationsurkunde. Da die Stromversorgung Belgrads zusammengebrochen war, fand die Zeremonie bei Kerzenlicht statt.

Doch die Deutschen irrten, als sie glaubten, der Balkan werde sie in diesem Krieg nicht mehr beschäftigen. Schon wenige Wochen

nach der Candlelight-Kapitulation von Belgrad kam es zu Anschlägen und Überfällen von Freischärlern auf deutsche Truppen, besonders auf serbischem Territorium. Um die Bevölkerung einzuschüchtern, veranstalteten die Deutschen öffentliche Hinrichtungen »von Juden und Kommunisten«. Allerdings warnte die Wehrmachtsverbindungsstelle Belgrad genau wie Hauptmann Bischofshausen in Kragujevac, dass Repressalien womöglich das Gegenteil des Erwünschten bewirken: »Es ist zweifelhaft, ob die Erschießungen eine Wiederholung von Sabotage-Akten verhindern werden. Die Saboteure sind im Lager der ehemaligen serbischen Offiziere, der Tschetniks sowie der Kommunisten zu suchen, die das gemeinsame Interesse haben, im Land Unruhe zu stiften und die Bevölkerung bis zur Siedehitze gegen die Besatzungsbehörden aufzureizen. In diesem Sinne kann ihnen die Erschießung nicht unmittelbar Beteiligter geradezu willkommen sein.«

Deshalb ordnete der Militärbefehlshaber in Serbien Zurückhaltung an: »Es ist stets zu prüfen, ob nach den gesamten Umständen des Falls die Urheber der Sabotagehandlung tatsächlich unter der Bevölkerung zu suchen sind und ob die Täter auch wirklich böswillig oder nicht nur unachtsam gehandelt haben. Sieht fest, dass die Täter der Bevölkerung angehören und dass sie vorsätzlich zu Werk gegangen sind, so ist mit aller Strenge vorzugehen. Maßnahmen, die zu Unrecht getroffen sind, schaden dem deutschen Ansehen, weil sie auch die loyale Bevölkerung unnötig verletzen und zurückgenommen werden müssen (...) Im übigen ist die Wirksamkeit der Geiselnahme zur Vorbeugung gegen feindselige Handlungen fragwürdig, wenn nicht zufällig eine besonders enge Solidarität der Täter mit den Geiseln besteht. Fanatiker und Verbrecher nehmen auf das Leben der Geiseln keine Rücksicht.«

Doch Offiziere, die für Zurückhaltung eintraten, machten bald eine enttäuschende Erfahrung. Am 28. September 1941 gab Wilhelm Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, eine Anweisung, die alle Warnungen vor den Folgen wahlloser Erschießungen missachtete:

»Die Überfälle auf Wehrmachtsangehörige, die in der letzten Zeit in den besetzten Gebieten erfolgten, geben Veranlassung darauf hinzuweisen, dass es angebracht ist, dass die Militärbehörden ständig über eine Anzahl Geiseln der verschiedenen politischen Richtungen verfügen, und zwar

- 1) nationalistische
- 2) demokratisch-bürgerliche und
- 3) kommunistische

Es kommt dabei darauf an, dass sich darunter bekannte führende Persönlichkeiten oder deren Angehörige befinden, deren Namen zu veröffentlichen sind. Je nach der Zugehörigkeit des Täters sind bei Überfällen Geiseln der entsprechenden Gruppe zu erschießen.«

Franz Böhme, von September bis Dezember 1941 bevollmächtigter Kommandierender General in Serbien und von Hitler beauftragt, den Aufstand mit äußerster Brutalität niederzuwerfen, kam die neue Anweisung nur recht. Wie viele ehemalige österreichische Offiziere vertrat er die Überzeugung, nur rücksichtslose Härte werde die »verschlagene und verschwörerische« serbische Bevölkerung zur Ruhe bringen. In einer Anordnung, die schon vor Keitels Weisung ausgegeben worden war, heißt es: »Die Lage in Serbien lässt ein weiteres Umsichgreifen der Aufstandsbewegung nicht ausgeschlossen erscheinen. Vermehrte Überfälle auf Soldaten und Wehrmachtseinrichtungen durch starke, wohlbewaffnete, anscheinend organisierte und geschickt geführte Banden beweisen, dass die bisherigen Gegenmaßnahmen nicht ausreichen.« Es seien daher sofort alle Vorbereitungen zu treffen, um das Land noch vor Beginn des Winters endgültig zu beruhigen. Der Befehl: »Rücksichtslose Sofortmaßnahmen gegen die Aufständischen, deren Helfershelfer und ihre Angehörigen (Aufhängen, Niederbrennen beteiligter Ortschaften, vermehrte Festnahme von Geiseln, Abschieben der Familienangehörigen usw. in Konzentrationslager etc.).«

Doch nach dem Massaker von Kragujevac kam unter den Besatzern wieder Unstimmigkeit auf. Nicht alle sahen das Unternehmen als gelungen an.

In einer auf den 12. Dezember 1941 datierten Aktennotiz aus dem Stab des bevollmächtigten Kommandierenden Generals heißt es über die bis dahin in Serbien vollzogenen Erschießungen: »Es wird eindringlich festgestellt, dass die Meldungen der unterstellten Einheiten lückenhaft und ungenau sind, da vor allem zu Beginn des Aufstandes die Exekutionen ohne schriftliche Niederlegung erfolgten und nachträgliche Meldungen ungenau sein mussten.«

Mit anderen Worten: Es herrschte eine unverantwortliche Nachlässigkeit bei der Abfassung von Berichten! Wie sollten unter solchen Umständen Befehle zuverlässig ausgeführt werden? Man konnte doch nicht töten, ohne das anständig zu dokumentieren! Doch Besserung war in Sicht: »Um auf dem Sachgebiet Sühnemaßnahmen klare Verhältnisse zu schaffen, ist die Ausgabe eines neuen Befehls, der klare Meldeverhältnisse schafft, unerlässlich. Er ist bereits ausgearbeitet und z. Zt. im Druck.«

Ein verdienstvoller Sachbearbeiter stellte eine Übersicht des bisher vollbrachten Tötungswerks zusammen. Seine Darstellung ist übersichtlich und verständlich wie das Ergebnis der Inventur in einer Würstfabrik. Als Grundlage dienten dem Sachbearbeiter die Verlustziffern der Deutschen, die in den ersten acht Monaten seit dem Einmarsch in Serbien 160 Tote und 378 Verwundete zu beklagen hatten. Die bei Kämpfen erschossenen Aufständischen subtrahierte der Sachbearbeiter von der Zahl der zu Tötenden, wodurch sich folgende Rechnung ergab:

$$\begin{array}{r}
 160 \times 100 = 16.000 \text{ (zu sühnen für ermordete Deutsche)} \\
 378 \times 50 = 18.900 \text{ (zu sühnen für verwundete Deutsche)} \\
 \hline
 34.900 \text{ (zu sühnen gesamt)} \\
 - 3.562 \text{ (abzgl. getöteter Feinde)} \\
 \hline
 31.338 \text{ (Zwischensumme)} \\
 - 11.164 \text{ (abzgl. bereits durchgeführter Sühnemaßnahmen)} \\
 \hline
 \text{Noch zu sühnen: } 20.174
 \end{array}$$

Damit lag endlich eine Arbeitsgrundlage vor, an die sich die Truppenführer halten konnten. Bis Anfang Dezember 1941 erschossen Wehrmachteinheiten in Serbien zwischen 20000 und 30000 Zivilisten. Einer von ihnen sollte Dragoljub Jovanović aus Kragujevac sein, der im Oktober 1941 vor den Mündungen deutscher Gewehre stand.

7

Ein Überlebender

Brillen helfen auch nicht. Wir haben es versucht, aber da ist nichts zu machen. Man müsste operieren. In Amerika machen sie solche Operationen. Bei uns kann das nur Professor Milenković in Belgrad. Aber eine Erfolgsgarantie gibt es nicht in dem Alter. Er ist schließlich schon über achtzig. Nein, nicht Professor Milenković, der ist jünger. Mein Mann. Jahrgang 1924. Früher hat er Bücher gelesen und Zeitungen, aber das kann er jetzt nicht mehr. Fernsehen auch nicht. Möchten Sie Kaffee? Er hört nur Radio. Wir haben auch sehr guten Rakija. Er ist nicht etwa blind, verstehen Sie? Er kann Sie sehen, aber nur in Umrisen. Ja, im Wohnzimmer. Er wartet schon. Durch den Flur und rechts. Ich komme gleich nach.

Dragoljub Jovanović sitzt auf einem Sessel im Wohnzimmer. Er hat weißes Haar und einen grauen Oberlippenbart.

Da sind Sie ja endlich. Nehmen Sie Platz. Hat meine Frau Ihnen schon gesagt, dass ich nicht mehr gut sehe? Das Alter macht sich bemerkbar. Aber wir haben viele Freunde. Wir sind seit mehr als einem halben Jahrhundert verheiratet und nicht an einem einzigen Tag im Leben haben wir unseren Kaffee allein trinken müssen. Wir gehen zu Freunden, oder Freunde kommen zu uns. Man

kennt uns hier im Haus. Wir leben schließlich schon seit 1969 in dieser Wohnung. Ja, gehen Sie ruhig auf den Balkon.

Der Blick auf die Stadt. Im Zentrum haben einige gebrechliche Bauernhäuser den Wandel der Zeit überstanden. Dahinter stehen große Mietkasernen, die sie bewachen.

Eines sage ich Ihnen gleich, ich bin ein Linker geblieben, das verheimliche ich nicht. Aber kein verrückter Bolschewist oder so. Ich bin Sozialist. Und noch etwas: Manchmal werde ich gefragt, ob ich das deutsche Volk hasse wegen damals. Aber ich habe die Deutschen nie gehasst. Nach dem Krieg bin ich dienstlich in ganz Europa gewesen, auch in Deutschland war ich bestimmt zwanzig Mal. Ich habe mich dort immer wohl gefühlt. Das erste Mal war ich Anfang der siebziger Jahre in Deutschland, um 1972 muss das gewesen sein. Eine Verwandte hat in Frankfurt ein Restaurant betrieben, und wir haben sie besucht. Das waren ganz normale Reisen für mich. Aber Sie sind bestimmt nicht gekommen, damit ich Ihnen von meinen Reisen nach Deutschland erzähle.

Aus der Küche kommt Frau Jovanović mit einem Silbertablett. Auf dem Tablett ein Häkeldeckchen, darauf Gläser mit Rakija.

Also, das war so: Ich war mit meinem Vater auf dem Hof, wir wollten Holz sägen für den Winter. Es war Vormittag. Unser Haus lag an der Hauptstraße Kragujevac–Batočina–Lapovo. Das müssen Sie sich auf der Karte ansehen, dann haben Sie eine bessere Vorstellung davon. Es ist nicht weit von hier. Ich holte gerade unsere Säge aus dem Schuppen, als eine deutsche Kolonne in den Ort kam. Drei Soldaten sind auf unseren Hof gekommen, und ein kleiner Deutscher schrie: »Los! Los!«, und dann noch irgendetwas. Mein Vater war im Ersten Weltkrieg in deutscher Gefangenschaft gewesen und verstand ein wenig Deutsch. Er sagte mir, die Deutschen wollten, dass ich mit ihnen gehe. Mein Vater hat darum, dass er an meiner Stelle gehen dürfe, weil ich noch so jung war. Ich war sechzehneinhalb damals. Nun wollen wir aber

mal den Rakija probieren. Sie werden sehen, der ist ausgezeichnet. Zum Wohl.

Serbien, Kragujevac, Ulica Sava Koraćević Nr. 1, siebter Stock. Eine tadelloso aufgeräumte Wohnung. Im Wohnzimmersbrank Porzellanfiguren, Körbchen mit Plastikblumen auf gebäkelten Decken, Bücher. Pearl S. Buck, gesammelte Werke. Drei Sessel und ein Sofa mit Kunstlederbezug, pfirsichfarben. Hinter dem Sofa an der Wand einige Bilder, gestickt. Ein Segelschiff auf bewegtem Meer, die Akropolis, eine Südseeinsel mit Palmen.

Sehen Sie, der ist gut! Wo waren wir stehen geblieben? Ach ja, der Hof. Also, die Deutschen bestanden darauf, dass ich mitgehe, und so gingen wir los. Als wir nach Maršić kamen, waren wir zu zehnt.

Frau Jovanović unterbricht. Ein Ausländer könne doch nicht wissen, was Maršić sei.

Wie? Ach so, das können Sie nicht wissen, natürlich. Maršić ist der Name eines Dorfes. Dort wurden wir erschossen. Nicht direkt im Dorf, sondern auf einem Feld in der Nähe. Maršić wurde abgeriegelt, und alle Männer des Dorfes wurden zusammengetrieben. Man brachte uns auf den Schulhof. Meine Mutter lief neben der Kolonne her und schrie ständig, dass ich noch ein Kind sei, aber mich ließen sie nicht fort. Ich weiß noch, dass da ein Volksdeutscher war aus der Vojvodina, die standen ja in Diensten der Deutschen. Der Volksdeutsche kam zu meiner Mutter und fragte sie, ob sie ihm Quitten besorgen könne. Sie glaubte, das sei der Preis für meine Freilassung und lief um Quitten. Sie trieb auch welche auf, aber als sie sie brachte, änderte das gar nichts, ich musste in der Kolonne bleiben. Dann haben sie uns ausgewählt. Alle, die jünger als sechzehn oder älter als sechzig waren, wurden freigelassen. Die übrigen stellten sie in Dreierreihen auf, und darunter war auch ich. Ein Volksdeutscher, aber nicht der mit den Quitten, wollte mich freilassen. Aber der kleine Deut-

sche, der auf unserem Hof gewesen war, schickte mich immer wieder zurück zur Kolonne. So ging das dreimal hin und her. Nun trinken Sie doch endlich einen Schluck! So einen guten Rakija bekommt man in Belgrad nicht! Dann haben die Deutschen ihre Liste gemacht: Name, Vorname, Beruf und so weiter. Als sie damit fertig waren, führten sie uns auf ein Feld in der Nähe. Eine Grube war schon ausgehoben. Wir mussten uns in einiger Entfernung davor aufstellen.

Wie viele? Also, Sie stellen vielleicht Fragen! Glauben Sie, ich habe in dem Moment gezählt? Aber es gibt ja diese deutsche Liste im Museum. Ich glaube, nach der Liste waren wir 107 in unserer Gruppe. Außerdem standen noch viele Frauen und alte Leute aus dem Dorf in der Nähe. Die Deutschen wollten, dass sie zuschauen. Zur Abschreckung. Meine Mutter stand auch da. Vor uns baute sich also das Erschießungskommando auf. Das war ungefähr drei Stunden, nachdem sie mich vom Hof geholt hatten. Als wir da standen, trat ein deutscher Offizier hervor. Er sprach, und ein Volksdeutscher übersetzte. Der Offizier sagte ungefähr: »Da ihr jeden Tag Überfälle auf Angehörige des großen deutschen Reiches begeht, hat das Oberkommando der Wehrmacht entschieden ...«, aber weiter habe ich nichts gehört. Nach den ersten Worten habe ich mich umgedreht und mir die Ohren zugehalten.

Frau Jovanović kommt aus der Küche zurück. Wieder trägt sie das Tablett mit dem gebäkelten Deckchen ins Zimmer. Diesmal stehen Tassen mit frisch gebrühtem Kaffee darauf.

Dann haben sie uns erschossen. Ich fiel auf den Boden. Ich habe mehrere Kugeln in die Beine bekommen. Das weiß ich heute, aber damals wusste ich natürlich nicht, wo ich getroffen war. Das ging alles sehr, sehr schnell, verstehen Sie? Viel schneller, als man es erzählen kann. Die Kugeln gingen in das Bein, aber keine traf den Knochen, das war ein Glück. Deshalb habe ich vielleicht auch nichts gespürt am Anfang. Es fühlte sich so an, als seien meine Beine eingeschlafen. So fiel es mir leicht, mich tot zu

stellen. Die Schmerzen kamen erst später. Als ich am Boden lag, hörte ich ein Geräusch, ein Rasseln oder Knarren. Aber ich sah nichts, denn ich lag auf dem Bauch und wagte nicht, mich zu rühren. Als ich später von dem Geräusch erzählte, haben sie mir gesagt, was das war: Ein deutscher Soldat ist zwischen uns herumgegangen und hat geprüft, ob noch wer lebt. Wenn jemand noch Lebenszeichen von sich gab, schoss er ihm aus kurzer Distanz in den Kopf. Die Schüsse hörte ich natürlich. Ich lag also weiter auf dem Bauch und stellte mich tot. Vorsicht, das ist türkischer Kaffee. Sie leben ja schon lange in unserem Land, da wissen Sie doch, wie man den trinkt? Neben mir lag Radoje Urošević, ein guter Akkordeonspieler. Er atmete noch, ganz laut und schwer. Der Deutsche hörte das und schoss ihm in den Kopf. Mich hat er nicht bemerkt. Wenn der Soldat mich in die Beine getreten hätte, um zu prüfen, ob ich noch bei Bewusstsein bin, hätte er bestimmt entdeckt, dass ich noch lebte. Aber sie haben mich nicht entdeckt, und Kostadin Pantić auch nicht. Der hatte noch mehr Glück als ich, er bekam nicht eine einzige Kugel ab. Er ließ sich rechtzeitig fallen, dann fielen die Toten auf ihn, und so blieb er am Leben. Zucker?

Das geschah am 19. Oktober 1941, also zwei Tage vor den großen Erschießungen in der Stadt. Das war die Generalprobe. Als alles vorbei war, habe ich ein scharfes Kommando auf Deutsch gehört, und dann sind die Deutschen abmarschiert. Vorher hat der Offizier noch mit dem Dorfvorsteher gesprochen, der auch bei der Erschießung zusehen musste. Das habe ich nicht gehört, man hat mir das später berichtet. Der Offizier befahl den Dorfbewohnern, uns innerhalb einer halben Stunde zu verscharren. Das hat wieder ein Volksdeutscher übersetzt. Dann haben die Deutschen sich aufgereiht und beim Abmarschieren eines ihrer Lieder gesungen, Lili Marleen. Wie bitte? Zur Melodie von Lili Marleen kann man nicht marschieren? Mag sein, vielleicht war es ein anderes Lied. Gesungen haben sie jedenfalls. Dann kamen die Leute und suchten in dem Leichenhaufen nach ihren Toten. Mich hat eine alte Frau umgedreht, die nach ihrem Sohn suchte. Sie sagte: »Söhnchen, du lebst! Aber wo ist mein

Jovo?« Ich habe meine Mutter gesehen, sie stand nur wenige Meter von mir entfernt, aber sie sah mich nicht. Als sie dann zu sich kam und mich sah, hat sie mich geküsst und umarmt und immer wieder gesagt: »Du lebst.« Ich sagte ihr, dass ich keine Beine mehr habe, denn das war in dem Moment alles, woran ich denken konnte. Sie haben mir die Beine abgeschossen! Meine Mutter bat einen Bauern, mich vom Richtplatz wegzutragen, falls die Deutschen zurückkehren. Der Bauer brachte mich in sein Haus, und ich fragte meine Mutter, wo ich getroffen sei. Aber man konnte nicht genau sehen, wo die Wunden waren, denn meine Hosen waren voller Blut. Mutter ließ nach meinem Großvater suchen, der ein Gespann hatte, und auf dem brachten sie mich nach Hause. Später fiel starker Regen, und in diesem Regen ist meine Mutter nach Kragujevac gelaufen, weil sie dort einen Arzt kannte. Der sagte ihr, dass er ihr nicht helfen könne, weil er nicht wisse, was mit ihm selbst geschehen werde, wenn er auf die Straße gehe. Aber ein Apotheker, ein Freund unseres Hauses, gab ihr Medizin. Mögen Sie noch einen Kaffee? Der Mann, also dieser Apotheker, warnte meine Mutter, dass sie mich auf keinen Fall zu ihm in die Stadt bringen dürfe, sondern zu Hause verstecken müsse. Zwei Tage später hörten wir, dass die Deutschen in der Stadt ebenfalls die Männer erschossen haben. Meine Wunden sind also verheilt, ohne dass ich einen Arzt gesehen habe. Nach drei Monaten konnte ich wieder vorsichtig gehen.

Mit diesen Worten beendet Dragoljub Jovanović seine Geschichte. Wir trinken noch einen Kaffee. Herr Jovanović wirkt ausgeglichen und zufrieden mit sich und der Welt, seine Frau auch. Das Aufnahmegerät läuft weiter. Herr Jovanović erzählt von seiner früheren Arbeit. Schulz erwähnt er mit keinem Wort. Warum nicht? Sollte er die Geschichte des deutschen Soldaten, der starb, um nicht töten zu müssen, etwa nicht kennen?

Was für eine Frage! Natürlich weiß ich, wer Josef Schulz war! Aber das ist nicht bei uns in Kragujevac geschehen, sondern in Sincerevska Palanka. Das ist eine Stadt ungefähr eine Stunde